Eine Erinnerung

an

Barthold Georg Niebuhr.

Von

Dr. Otto Mejer.

Rostock,
Stiller'sche Hofbuchhandlung.
(Hermann Schmidt.)
1867.

Vortrag,

gehalten im Evangelischen Vereine zu Berlin

am 5. Februar 1866.

Als Schleiermacher von Halle nach Berlin gekommen war, schreibt er — Julius 1812 — an einen Freund: „Der hiesige wissenschaftliche Kreis hat bedeutenden Zuwachs erhalten durch die Universität, aber den bedeutendsten durch einen Mann, der der Universität nicht angehört, sondern ursprünglich für Staatsgeschäfte berufen war — Niebuhr... Ich habe nie eine so bewundernswürdige Gelehrsamkeit gesehen und ein so vielseitiges und tiefes kritisches Talent, und selten ein so schönes Gemüth. Ich würde auch hinzufügen einen so großen Charakter, wenn er nicht unter den Einwirkungen eines schwächlichen Körpers stände.“ [1]

Dem Manne, welchen Schleiermacher in solchen Worten schildert, gilt diese Erinnerung.

Wir Deutsche üben die Pflicht, großer Männer unseres Volkes zu gedenken, heutzutage gern und mit Eifer: Niebuhr ist einer der Besten, die wir gehabt haben.

Zuerst ist es Gelehrsamkeit, die bei diesem Namen dem Kundigen einfällt. Solange man römische Geschichte treiben, ja solange man überhaupt Geschichte studieren wird, wird Niebuhr unvergessen bleiben. Einerlei, wie Vieles richtig oder unrichtig war von den Einzelergebnissen seiner Forschung: was man heute besser weiß als er, weiß man besser, weil man den Weg weitergegangen ist, auf welchem seine Arbeit die Bahn brach. Indeß nicht von seiner Gelehrsamkeit soll hier die Rede sein; obwohl sie werth ist, auch in anderen als den wissenschaftlich-zünftigen Kreisen besprochen zu werden.

Ebensowenig soll gehandelt werden von Niebuhrs staatsmännischer Wirksamkeit als solcher. Man hat sie oft getadelt, und sie mag ihre Schwächen wirklich gehabt haben: aber sie hatte auch ihre sehr großen Verdienste, und die Zeit

wird kommen, sie gegen widerfahrene Verkennung zu rechtfertigen. Das Hauptwerk seiner diplomatischen Laufbahn, seine Verhandlung über ein preußisches Abkommen mit Rom, hat Niebuhr zu voller Zufriedenheit seines Hofes, und man kann sagen glänzend vollendet. Eben die, welche ihn anfangs getadelt hatten, haben ihn später nachgeahmt.

Es ist eine persönlichere Erinnerung, welcher diese Blätter gewidmet sind, eine Erinnerung, die nicht einmal mit der ganzen Persönlichkeit Niebuhrs sich beschäftigen, sondern nur eine Einzelseite seines Wesens wieder vorzuführen versuchen soll; wenn auch die innerlich wichtigste Seite: sein Verhalten zu Religion und Christenthum. Niebuhr hat in dieser Beziehung anders, als die Mehrzahl der Gelehrten und Staatsmänner, ja der Gebildeten seiner Zeit gestanden, und die Seite seiner reichen Lebensentwickelung zur Betrachtung auszuheben, ist schon als Zeitbild der Mühe werth. Es kommt hinzu, daß es einen Staatsmann, einen Gelehrten, einen

Alterthumskundigen, daß es einen Mann gilt, der in seinen historischen Arbeiten sich vorzugsweise als Kritiker gezeigt hat. Wenn in einer Zeit, die sonst bemüht war, die Thatsachen des Christenthums durch Kritik zu beseitigen, gerade ein solcher hervorragender Kritiker in der Geschichte sich vor denselben ehrfurchtsvoll beugte, so ist das eine an und für sich unsere Aufmerksamkeit anziehende Erscheinung, und es bedürfte nicht noch, daß Niebuhr zugleich berufen gewesen ist, seine Gesinnung auch äußerlich in einer Weise zur Geltung zu bringen, die zwar zunächst die katholische Kirche anging, aber auf die Stellung der evangelischen ihre Rückwirkung ebenfalls geübt hat. Je seltener man an diesen für die Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse keineswegs unwichtigen Theil von Niebuhrs Thätigkeit gegenwärtig sich erinnert, um so mehr ist er werth, ins Andenken zurückgerufen zu werden.

Niebuhr ist der Sohn eines ausgezeichneten Vaters, des arabischen Reisenden Carsten Niebuhr,

der, nachdem er aus dem Oriente zurückgekehrt anfangs als dänischer Officier gedient hatte, seit 1778 Beamter in der kleinen Stadt Meldorf in Ditmarschen, „aber mit ganz Europa in Verbindung war, und die Welt weit und breit kannte.“ [2] In Meldorf hat Barthold Niebuhr seine Jugend verlebt. Mit reichen Gaben, darunter mit einem Gedächtnisse ausgestattet, welches niemals Etwas vergaß, legte der einsam aufwachsende frühgereifte Knabe hier, sorgfältig erzogen und in vielen Dingen gut unterrichtet, den Grund zu einer Herrschaft über die Gebiete der Geschichte, Alterthumskunde und Sprachwissenschaft, wie sie seitdem nicht wieder existirt hat. Daneben trieb er, durch des Vaters Absicht, ihn in Dienste der Ostindischen Compagnie zu bringen, sowie durch dessen eigne Beschäftigung und Neigung bestimmt, was wir heute Staatswissenschaften nennen; und setzte dies Studium zuerst in Hamburg bei dem Handelslehrer Büsch, dann auf der Universität Kiel, und — nach zweijähriger Unterbrechung, während deren er Privatsecretär des

dänischen Finanzministers Ernst Schimmelmann und hierauf kurze Zeit Bibliotheksbeamter gewesen war — zuletzt als Reisender in England und auf der Universität zu Edinburgh fort. Nach Beendigung seiner Studien erhielt er eine Anstellung unter Schimmelmann in Copenhagen, und 1804 die Leitung der dortigen Bank. Zwei Jahre darauf ward er, eben dreißigjährig, in Folge seines Ansehens als Finanzmann nach Preußen berufen.

Niebuhr war in Meldorf unter dem Schutze eines tüchtigen bürgerlichen Familienlebens in Arbeitsamkeit und Zucht, in Ehrfurcht vor trefflichen Eltern und deren würdigen Freunden, unberührt von Allem, was sittlich beschmutzt, erwachsen.[3] Aber wenn im Hause der Eltern auch lebendig war, was man damals natürliche Religion nannte: christlich war der Grundton dieses häuslichen Lebens nicht. Seines Vaters Lebensanschauung hat Niebuhr in dem schönen Denkmal, das er als Biograph ihm gesetzt hat, mit der eines wohlgesinnten Mohammedaners verglichen. Im Wesen der Mutter trat ein zartes,

zur Sorge geneigtes Gemüth lebhaft hervor, und vielleicht daß sie auch einen Zug zum Glauben in demselben hatte: aber das Familienleben bedingte er nicht. Man zog sich zwar vom öffentlichen Gottesdienste keineswegs zurück. Man ließ die Kinder in der Bibel lesen und am Religionsunterrichte theilnehmen, wie es am Orte üblich war. Aber daß man innerlich dem Christenthume nicht zugewandt war, ergeben deutliche Züge. Boie der nächste Nachbar und Hausfreund erzählt,[4] wie Barthold, als er sechs Jahre alt von einer erschlagenen Schlange gehört hatte, in der sich drei Tage nachher noch Leben fand, im Familienkreise fragte: „So ist es mit Christus auch wohl gewesen Papa?“ „Durch diesen Beweis seines Nachdenkens“, sagt Boie, „setzte der Knabe uns Alle sehr in Verlegenheit.“ Augenscheinlich weil man die Antwort, welche nach der Ueberzeugung der Gefragten die richtige war, dem Kinde zu geben doch anstand. „Die Generation, welche wir in unserer Jugend vor Augen hatten“, bemerkt später Niebuhr,[5] „war meistentheils schon

in einer Zeit erwachsen, wo die Religion nicht mehr der alten Achtung genoß.“ Daß sein Religionsunterricht dabei „elend“, wie er ihn später genannt hat, ausfiel, ist begreiflich.

Auch das Boie’sche Nachbarhaus, welches nächst dem elterlichen am meisten auf seine frühesten Jahre wirkte, war, bei edel gestaltetem Familienleben, nicht durch christliche, sondern durch ästhetische Interessen beherrscht; und daß von Boies Schwager Johann Heinrich Voß, der zuweilen auf längere Zeit in Meldorf verweilend Niebuhrs Studien wesentlich gefördert und auf seine Bildung auch sonst Einfluß gehabt hat,[6] ihm keine Weisung zum Glauben kommen konnte, bedarf nicht der Bemerkung. Wenn indeß Niebuhr einmal sagt,[7] er habe die theologische Aufklärung seiner Jugendzeit „so gesehen, daß jeder Altgläubige verachtet wurde“, so berichtet er wohl nicht Meldorfer, sondern eher Hamburger Erfahrungen, welche er in dem Büsch-Reimarus’schen Kreise machte: demselben, in welchem die Wolfenbüttler Fragmente zu Hause waren, und

später die französische Revolution in wenig bemessener Weise gefeiert ward. Hier fühlte Niebuhr sich unheimlich.

„Mir ist kein Beispiel bekannt", schrieb damals Nicolovius[8] von Niebuhr, den er als Büsch's Schüler kennen lernte, „von solchen Talenten und solchem Fleiß, verbunden mit offenem Sinn und völliger Unbefangenheit. Seine Seele gleicht einer Biene. Alles Schöne unserer reichen Zeit sammelt sie ein, und berührt kein Gift. Er steht unbefleckt da und leuchtet, und weiß es nicht. Er hat uns Allen wohlgethan."

In Kiel[9] sehen wir ihn unter Führung des Philosophen Reinhold „von ganzem Herzen" Kant „anhängend", dessen Lehren er unablässig studiren will, bis er „entweder die Wahrheit, oder die Unmöglichkeit der Wahrheit" gefunden habe, und dessen Einfluß in vielen Aeußerungen seiner Tagebücher und Briefe von damals hervortritt. Auf das Schönste zeigt sich dabei der sittliche Ernst des Jünglings. Der Mensch, sagt er, der eine „böse Brut" sei, müsse „als ein

Junges kurz gehalten" werden; „denn es hat nicht leicht Noth, daß man ihn scheu mache davor schützt ihn seine angeborene Unverschämtheit; und ich fühle es an mir selbst, daß unsere Fehler, ehe sie zu tief wurzeln, in der Kindheit nicht gewaltsam genug ausgerissen werden können. Es ist besser..., daß man am Leibe leide, damit die Seele errettet werde." Dieser Ernst bewahrte ihn auch, sich nach der Art damaliger Jugend für die französischen Freiheitsgedanken zu begeistern: der junge bürgerliche Student war ausgesprochen ein Nicht-Anhänger der Revolution.

Positiv christliches Wesen berührte ihn in dieser Kieler Zeit, soviel sich erkennen läßt, hauptsächlich nur darin, daß er mit dem Eutiner Freundeskreise jener Jahre — Jacobi, Stolberg, Schlosser, Nicolovius — in Verbindung kam,[10] und hier theils einer richtigen Schätzung der Modephilosophie und des landläufigen Rationalismus begegnete, wie sie namentlich in Jacobi mächtig und fruchtbar vertreten war, und damals auch Anderen die Binde der absoluten Vernunft

hat von den Augen nehmen helfen, — theils in Stolberg und seinen Freunden Männer fand, denen weder Geist noch Bildung abgesprochen werden konnte, und denen das Christenthum doch Herzenssache und voller Ernst war. Dergleichen ging an Niebuhr nicht vorüber, und namentlich gewann Jacobi auf ihn Einfluß. Wenn Niebuhr bald nachher [11] nicht bloß gegen die „Sophistereien" der französischen Philosophie, zu denen er niemals Verwandtschaft gefühlt hatte, seinen Widerwillen äußert, sondern zugleich ein Wort sagt, wie das, daß er „tief die Nichtigkeit unseres Denkens und Wissens überhaupt" empfinde, und voll sehnlichen Verlangens sei „nach einer Weisheit und einem Wissen, dessen Gegenstand die unseres irdischen Maßes übertreffe, wie sein Umfang und seine Klarheit", so hört man Jacobi reden. Niebuhr aber spricht von ihm befeuert den „heiligen Entschluß" aus, seine „Seele immer mehr zu reinigen, sodaß er sie ohne Furcht jederzeit in den ewigen Quell zurückgeben könne, aus dem sie entsprungen" sei.

So bewegten sein Herz zwar fromme Gefühle: der feste anstaltliche Kirchenbestand jedoch, dem er in England und hiernach in Schottland begegnete, war ihm nicht anziehend.[12] „Die stricte und etwas pedantische Religiosität der Familie", schreibt er aus Edinburgh über ein befreundetes Haus, „setzt mich in einige Verlegenheit. Doch erscheint diese Eigenschaft besonders in dem Vater wahrhaft ehrwürdig; .... auf jeden Fall stimmen meine Gedanken weit mehr mit den seinigen, als mit denen englischer Abtrünniger" — er meint materialistische Freidenker — „überein" „Er ist von musterhaft gesundem, starkem Verstande, ... welcher ungeachtet seiner entschiedenen religiösen und politischen Strenggläubigkeit nie einen Mann seiner Meinungen wegen unbesehens verdammt." Aber „das rechte Leben, Interesse an den herrlichsten Dingen fehlt ... der Familie, und hat einem engen Kreise blind angenommener unumstoßbarer Meinungen Platz gemacht." — Die kirchliche Frömmigkeit des Volkes in Schottland erschien Niebuhr als „gewohnte Formalität,

ohne Einfluß auf Gesinnungs- und Handlungsweise"; er habe, schreibt er, Austerität erwartet, aber Rusticität gefunden. Eher spricht ihn die schwärmerische Frömmigkeit einer Wiedertäuferfamilie, die er kennen lernte, an, und ihre „Denkart" gefällt ihm, „wo Bildung und dauernde Cultur der edleren Anlagen nicht stattfinden kann, besser, als die entgegengesetzte". Immerhin vermehrte er in Schottland seine Eutiner Erfahrungen; und erschien das Christenthum des Stolbergischen Kreises in Verbindung mit einem Geistesschwunge, der nicht ohne krankhaftes Element war, so sah Niebuhr jetzt, daß auch der nüchterne, starke, bürgerlich-kluge Verstand kein Hinderniß sei für festen christlichen Glauben.

Dieser feste persönliche Glaube, wenn auch anscheinend nicht in scharf geprägter Gestalt, trat ihm, als er nun in Copenhagen angestellt ward und hierauf sich vierundzwanzig Jahr alt verheirathete, noch näher in seiner Frau;[13] und konnte um so ungeschwächter auf ihn wirken, je herzlicher sie ihm lieb war. Aus dem Anfange

dieser Zeit[14] ist ein Brief über Stolbergs damals erfolgten Uebertritt zum Katholicismus, der, indem er die Meinung des Ministers Schimmelmann, eines für seine Person nicht positiv christlich, noch weniger kirchlich gerichteten Mannes darüber berichtet, auch Niebuhrs eigene Meinung ausdrückt. „Schimmelmann", schreibt er, „wird nie katholisch werden; aber der jetzige Zustand des Protestantismus und der protestantischen Geistlichkeit im Allgemeinen sagt ihm auch keineswegs zu. Wenn ... Einige wirklich Etwas von Dem glauben, ... was sie vortragen; was für ein Glaube ist das denn? Kann das Denen genügen, die an einer übersinnlichen Welt mit Liebe hangen wollen?" Worte, zu deren Commentar die eine Thatsache genügt, daß von einem der persönlich sonst achtbarsten protestantischen Universitätstheologen von damals der Beruf des kirchlichen Lehramtes dahin bestimmt wurde: „den sittlichen Interessen der Menschheit und des Staates mit schonender Berücksichtigung des im Volke noch nicht erstorbenen Christen-

glaubens zu dienen." — Niebuhr's persönliches Verhältniß zu Stolberg änderte sich durch dessen Convertirung nicht.

Nach einigen in Copenhagen still verlebten Jahren trat Niebuhr in den preußischen Dienst gerade als der Octobersturm von 1806 hereinbrach. Wir finden ihn in Königsberg, Memel, Bartenstein sogleich in angestrengter Arbeit, zu retten, was gerettet werden konnte. Und wie in Zeiten der Gefahr wer für das Land kämpft schneller im Lande wurzelt, und auch ein persönliches Band zwischen Mitkämpfern sich leichter festwebt, so war unter den Edelsten jener großen Tage Niebuhr als Ebenbürtiger und Zugehöriger ohne Weiteres aufgenommen, und seinerseits von Anfang an mit Gut und Blut für Preußen einzutreten entschieden. Schon im Jahre 1807 ging er, um eine Anleihe zu verhandeln, nach Holland, wo er anderthalb Jahre bleiben mußte, kam dann zurück, trat aber, weil er mit dem damaligen Systeme der Hardenberg'schen Finanzverwaltung

sich nicht verstand, aus dem politischen Dienste, und lebte vom Sommer 1810 an als Gelehrter in Berlin. Damals ist aus Universitätsvorlesungen, deren erster Anlaß ein patriotischer war, seine Römische Geschichte entstanden. Im Jahre 1813 den öffentlichen Geschäften wiedergegeben, nahm er an der Erhebung der Freiheitskriege lebendigen Theil; 1816 aber ging er als preußischer Gesandter nach Rom, um ein Concordat zu schließen; eben als das zehnte Jahr seines preußischen Dienstes ablief. Ein Jahr früher hatte er erst seinen Vater, dann seine Frau verloren.

In Holland kommt es vor, daß nach einem Ausfluge, den er durch mehrere Städte des Landes gemacht hatte, er eine bei dieser Gelegenheit gehörte Predigt in der schottischen Capelle zu Rotterdam als eine von den zwei schönsten Erfahrungen seiner kleinen Reise bezeichnet.[15] Dem Prädicanten, sagt er, „fehlten nicht die Worte, um seine Gedanken auf das Allerwürdigste auszudrücken, noch weniger aber fehlten Gedanken

zu seinen Worten, wie es den Predigern gewöhnlich geht. Vor Allem war sein tiefer Ernst und Eifer, sein männlicher Geist, den er zeigen konnte und zeigte, ehrwürdig, und Bürge, daß er, wenn es je Noth thun sollte, Bekenner bis zum Tode sein würde.“ Er kommt dann auf dortige katholische Geistliche und zuletzt auf die holländische Landesgeistlichkeit zu sprechen, die ihm mißfallen hatte.[16] „Es sind schmutzige, zu niedriger Classe gehörige Gäste; zwar mir noch immer nicht so widerlich, wie unsere jungen Prediger, die nach einem rohen oder faulen Universitätsleben, wenn sie eine Pfarre haben, selbst nicht wissen, was sie sind, und durch die ... Unfähigkeit, sich in ihren Stand hineinzudenken und darin zu handeln, dahin kommen, daß sie ihn gern ... versteckten und verläugneten.“ Was bei den Schülern vieler damaliger Lehrer allerdings nicht zu verwundern war.

Ein anderes Mal schreibt er aus Holland an einen Freund, der seine Frau verloren hatte:[17] „Der Frühling und die Blüthen Deines Lebens

sind hin; aber abgerissen vom Irdischen magst Du noch eines anderen Trostes und reinerer Seligkeit genießen ..... Vielleicht entwickeln sich Dir dann die Aussichten jenseits des Grabes hinüber, die Weisen und Heiligen in solcher Abgeschiedenheit und Stille des Geistes sich aufthaten. Glaube ist das Kind nur jener Anstrengung und Sammlung: er kam Manchem entgegen, der so in sich mehr und mehr Licht und Reinheit bildete. Der Glückliche erwirbt ihn selten. Der Geängstete kann ihm nicht Eingang geben .... Ich glaube, daß er keine Thorheit ist, und daß wir blind sind hinieden." Und in einem zweiten Briefe: „Von Außen muß dem Menschen sein Heil entgegenkommen, mit der Sehnsucht können wir nur hinstreben."

Seine eigensten Ueberzeugungen findet Niebuhr damals noch in Goethes Faust ausgesprochen. [18] Er „hört die Botschaft." Er ist keiner von den Griechen, die sie für Thorheit halten. Allein schmerzlich empfindet er, daß „der Glaube ihm fehle," und daß daher das Wunder in der

Menschenbrust, welches „des Glaubens liebstes Kind" ist, sich in ihm nicht vollziehen kann.

In der speculativen Philosophie bleibt er zunächst noch der Schüler Jacobi's. „So unbezweifelt es für Jeden sein muß", sagt er 1809, „der sich nicht mit Wortbegriffen und Erklärungen befriedigt, die im Kreise umher schließen, daß es eine Weisheit und Wahrheit über unsern Wissenschaften giebt, die sich zu ihnen verhält, wie das lebendige Geschöpf zu seiner Zeichnung, so ... haben ... die Ahnungen und Aussichten" darüber, „welche sich uns flüchtig eröffnen, ihre Wahrheit und tiefere Bedeutung doch nur ... in der festen eindringlichen Beschauung der Grenzen der Wissenschaft." In Schellings Untersuchungen über die Freiheit, die er sonst lobt, findet er eine „Anmaßung, den Himmel auch auf aufgethürmten Bergen ersteigen zu wollen", bei der er doch schaudre. Er nennt sie ein „fruchtlos, verwegenes Unternehmen, welches nach Begrenzung des Unendlichen" strebe. Aber auch Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen

befriedigt ihn dann nicht mehr: „ich weiß", sagt er, „mit absoluter Metaphysik wenig anzufangen, ehe ich sie mir belebt und verkörpert habe." [19] — Heutzutage könnten solche Urtheile über philosophische Bestrebungen leicht aus Unterschätzung ihrer Bedeutung hervorgehen; denn man hat sich mit selbstverschuldetem Ueberdrusse von der Philosophie abgewendet. In der Zeit von 1809 und 1811 aber hoffte noch die ganze gebildete deutsche Welt auf dem Wege der Speculation nicht bloß Wahrheiten, sondern die Wahrheit zu entdecken, war auf diesem Gebiete sehr viel mehr als die heutige zuhaus, und fand sich durch lebhafte Arbeit auf demselben so befriedigt, daß sie über deren Resultat sich bereitwillig täuschte. Dem gegenüber hat ein Wort, wie das von Niebuhr, andere Bedeutung, als es heute ausgesprochen haben würde; es zeugt von hoher Selbständigkeit des Geistes, die bei Niebuhr wohl in seinem historisch-politischen geraden Verstande wurzelte. Indem er mit seinem ganzen Wesen darauf gerichtet war, die Dinge nicht in einem ideal-construirten,

sondern in ihrem wirklichen Zusammenhange zu erkennen, sah und verehrte er in dem Gange der Geschichte den weltregierenden Gott — Gott den Herrn, und konnte sich nun nicht darüber täuschen, daß dieser Gott ein anderer sei, als jenes letzte Postulat, von welchem die Philosophie weiß. Er erblickte klar, daß die Philosophen keineswegs mehr von Gott wußten, als das Christenthum, sondern daß sie nur, durch ihre Freude an eigener Geistesarbeit getäuscht, sich durch Schein-Resultate befriedigt fanden, in denen für Christen keine Befriedigung zu finden war.

Aber war dieser lebendige Gott der Geschichte auch der wahre lebendige Gott?

Einen Theil Antwort hierauf giebt Niebuhr, indem er im Jahre 1812 einen ihm mitgetheilten Aufsatz über den „Mysticismus", mit welchem Ausdrucke rationalistischerseits der positive christliche Glaube bezeichnet wurde, beantwortet.[20] „In dem Sinne", schreibt er, „in welchem Mancher den Namen Mysticismus giebt, können

Sie wahrhaftig auch die Reformatoren nicht vor diesem Namen retten. Wären denn etwa die Ideen der Menschwerdung, der Versöhnung, der Gnadenwirkung etwas Anderes, als mystisch? — Mysticismus, denke ich, ist nichts Anderes, als der Glaube, daß der Fromme – nur fähig nach dem Zustande des Glaubens und der christlichen Gesinnung sich zu sehnen und dahin zu streben — ihn durch ein wundervolles Entgegenkommen erreicht; und wenn er dessen theilhaftig geworden, auf eine der Logik und Psychologie unerklärliche und thörichte Weise Erleuchtungen des Herzens und Geistes erlangen kann." Gewiß, nicht bloß schön, sondern auch wahr! nicht erschöpfend, aber christlich echt! — und man sollte meinen, nur Einer, der das auch erfahren habe, könne so reden. Aber Niebuhr wiederholt sein Bekenntniß, daß eine solche Erfahrung ihm noch fehle. „Eigentlicher Glaube", sagt er, „ist entweder nicht jeder Natur zu haben gegeben, oder es kann durch ein disharmonisches intellectuelles Leben die Fähigkeit seines Wurzelfassens und

Gedeihens vernichtet werden. Der Boden kann fruchtbar genug, aber das Clima abhold sein. Meine intellectuelle Richtung war früh skeptisch; auf das Reelle und Historische gewandt, begierig aufzufassen und zu ergründen, unterwarf ich meine Gedanken den Naturgesetzen, und eine eigentlich schöpferische Phantasie hatte ich in dieser Hinsicht so wenig, als ein gewaltsames Bedürfniß des Herzens, über die Grenzen der Erfahrungsfähigkeit hinauszugehen; oder ich ließ beide verkommen .... Zu dieser ohne Zweifel natürlichen Anlage kam die Wirkung eines elenden Religionsunterrichtes und eine sehr lebendige Beschäftigung mit dem classischen Alterthum. So kam ich erst in reiferen Jahren und mit einem historischen Studium zu den heiligen Büchern zurück, die ich absolut kritisch, und um ihren Inhalt als den Grund einer der merkwürdigsten Welterscheinungen zu studiren, las. Dies war keine Stimmung, worin der eigentliche Glaube erwachsen konnte; denn es war die des heutigen Protestantismus." Und nach

näherer Darlegung dieses kritischen Verhaltens: „Wenn ich aber die unermeßliche Kluft zwischen Erzählung und dem erzählten Geschehenen hier wie bei jedem erzählten Gegenstande ins Auge fasse, so störte mich das" — die Kritik — „nicht weiter. Der, dessen irdisches Leben und Leiden geschildert war, hatte mir eine vollkommen reale Existenz, und seine Geschichte dieselbe Realität, wenn sie auch in keinem einzigen Punkte buchstäblich genau erzählt wäre." Auch das „Grundfactum der Wunder", fügt Niebuhr hinzu, könne nicht anders als wahr sein; weil man sonst das „Unsinnige, nicht bloß Unbegreifliche" würde annehmen müssen, „der Heiligste sei ein Betrüger, und seine Jünger seien Betrogene oder Lügner gewesen; und Betrüger hätten eine heilige Religion gepredigt, in der Alles Entsagung ist, und nirgends auf ein Priesterregiment, nirgends auf Etwas, das der Lasterhaftigkeit angenehm sein könnte, hingearbeitet wird." „Nach diesen Aeußerungen", fährt er fort, „könnte ich nun wohl Anspruch

machen, ein echter protestantischer Christ zu heißen, und von einer Kirche anerkannt zu werden, welche selbst Die nicht aus ihrer Mitte ausschließt, die Christus zu einem schlauen politischen Ehrgeizigen, zu einem gewandten Charlatan und Taschenspieler machen: Menschen, welche hoffentlich nicht sterben werden, ohne die Strafe einer . . . allgemeinen Verachtung empfunden zu haben. . . . Ich selbst aber kann diesen Anspruch dessenungeachtet noch immer nicht machen, und Luther würde ihn auch nicht anerkennen: denn ich bin weit davon entfernt, einen so tiefen Glauben, eine so anschauliche Gewißheit von diesen Gegenständen zu haben, wie von denen der historischen Erfahrung. Sie sind nur immer noch in meinen Gedanken und unter ihnen, nicht außer und über mir." Nach jener schon oben ausgehobenen Aeußerung über das mystische Wesen des Glaubens schließt hierauf Niebuhr: „Wer kann leugnen, daß Männer,[21] deren Schuhriemen zu lösen ich nicht wagen dürfte, diesen Glauben mit unerschütterlicher

Gewißheit gehabt haben, und daß in ihren Schriften und Thaten das Antlitz ihres Geistes leuchtet."

Der Niebuhr mitgetheilte Aufsatz hatte sich insbesondere auch über das Katholisiren des protestantischen „Mysticismus" ausgesprochen. Er seinerseits findet ein geängstetes Gemüth, wenn es, bei dem augenblicklichen Verfalle des Protestantismus, in der katholischen Kirche sein Heil zu finden meine, wenigstens entschuldbar. „Sie erinnern", fährt er fort, „mit großem Recht gegen die Lobredner der katholischen Ceremonien, daß die schönsten geistlichen Lieder von Protestanten gedichtet sind. ... Aber sind nicht alle wahrhaft erhebende von Mystikern gedichtet? Ist darunter ein einziges, welches vor Vernunfttheologen Gnade finden kann, wenn es nicht allenthalben behauen und umgeformt wird? Ganz gewiß ist es ein widerlicher Unsinn, wenn man" mit den Romantikern jener Periode „sagt, Religion sei Poesie; denn den guten Sinn, den man dem Worte geben könnte, müßte man

hineinlegen. Aber die Wurzel der Poesie, Herz und lebendige Anschauung, ist allerdings auch Wurzel des Glaubens.“

„Ich frage mich oft“, schließt Niebuhr, „wie soll es werden? In den katholischen Ländern stirbt die Clerisei aus. ... Bei uns haben wir Namen und Formen, und ein allgemeines dumpfes Bewußtsein, daß es nicht richtig sei. Jedermann ist unheimlich: wir fühlen uns als Gespenster bei lebendigem Leibe. ... Ich bin aber dabei ... ruhig. Man wird wahrer und lauterer werden, wenn sich Alles entscheidet, was nicht von Herzen zu irgend einer der vielen Gemeinden gehört, die sich bilden werden. Aergerniß muß sein: wehe Dem, durch den es kommt. Ich möchte die todte Kirche nicht einreißen, aber wenn sie fallen soll, wird es mich nicht beunruhigen. Laß uns vertrauen, daß ein Tröster kommen kann, wenn wir es am wenigsten ahnen.“

Wir lassen ununtersucht, wie viel an diesen Bekenntnissen kirchlich Richtiges oder Unrichtiges ist. Wenn Niebuhr dem Glauben dieselbe Wurzel

mit der Poesie, „Herz und lebendige Anschauung", zuschreibt, so hat er über einer großen Wahrheit eine größere anscheinend übersehen: dessen in der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen beruhenden sittlichen Grund. Wir fragen auch nicht, wie oft um die Lebenszeit, von der wir sprechen, Niebuhr zwischen dem Bekenntniß zum lebendigen Gott und zwischen naturalistisch-fatalistischen Vorstellungen antiker Weltanschauung noch geschwankt hat.[22] Woran wir aber denken wollen ist, daß er einmal die allgemeine Regel aufstellt: „was man immer kann und immer soll, ist, nicht nach einem Schein von mehr trachten, als man vermag, und schlecht und recht denken und sich ausdrücken"; und daß er hinzufügt: „hierin bin ich mir bewußt, Nichts von Anderen zu fordern, wovon ein höherer Geist, der in meiner Seele läse, mir verwerfen könnte, irgend einmal das Gegentheil gethan zu haben."[23] Was wir nicht vergessen wollen ist, daß von Dingen des Glaubens viel zu sprechen, bei aller sonstigen Mittheilsamkeit, nicht seine Art war. Danach

schätzen wir sein Bekenntniß für Das, was es ist, für ein in jedem Wort gewissenhaft bemessenes; und erwägen dabei, daß er es im Jahre 1812, in der vollen Blüthezeit des deutschen Nationalismus niederlegte.

Von England und Holland her theils unmittelbar, theils über Frankreich eingedrungen hatten diese erst von der Offenbarung absehenden, dann sie bekämpfenden Gedanken sich seit Beginn des vorigen Jahrhunderts in Deutschland verbreitet, und beherrschten, nachdem sie das Anfangs noch festgehaltene geistliche Gewand seit etwa den siebenziger Jahren hatten fallen lassen, Gesellschaft und Litteratur. Offenbarungsgläubiges Christenthum betrachtete man als eine dem „vernünftigen" Manne nicht geziemende Schwäche, und war zu der Annahme geneigt, daß, da er in seinen Banden ernstlich nicht befangen sein könne, ein christliches Bekenntniß von ihm gethan nur die Tendenz verrathe, das Christenthum äußerlich zu benutzen. Höchstens dem sogenannten „Volke" hielt man die Kirche

noch diensam; oder man erfreute sich, nicht ohne Sentimentalität, dieser Schwester des Rationalismus, an dem menschlich Schönen und Rührenden der kirchlichen Form, die man bald romantisch, bald speculativ mit einem anderen, als dem christlichen Inhalte füllte. Nur sehr Wenige unter den geistig bewegteren Männern aus dem Anfange unseres Jahrhunderts waren anderer Gesinnung. Ehedem Hamann. Dann in seiner Weise Jacobi, und positiver Claudius, „einer der Allerersten," wie Niebuhr ihn nennt,[24] „unter jener Classe der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden." Auf katholischer Seite die Männer des münsterischen Kreises, in welchen Stolberg eintrat. — Aber wie vereinzelt klangen ihre und ihrer Freunde Stimmen in dem Chorus der öffentlichen Meinung der Zeit. Wir wiederholen, es ist ein bis zu der Bedeutung der Wendungen und Worte hin anderes Ding, daß ein Bekenntniß, wie das von Niebuhr, damals gethan ward, als wenn es heute geschähe.

Allerdings ist Niebuhrs religiöse Entwickelung

in jenen Jahren eine mehr negativ als positiv bestimmte. Was er nicht will, weiß er genau. Er will keinerlei naturalistischen Materialismus, weder den der französischen Encyclopädisten und ihrer Nachfolger, noch den moderneren der deutschen Romantiker, — keinerlei unlebendige Abstractionen über göttliche Dinge aus der Schatzkammer der speculativen Philosophie, — keinerlei Scheinchristenthum, das biblischen Namen unbiblische Begriffe unterlegt,[25] oder das sich Illusionen macht über die eigene Herzensstellung. Er will Nichts, als wahren, schlichten, einfachen Christenglauben. Aber er sucht ihn erst, und wagt nicht zu sagen, daß er ihn schon habe.

Der Tod seiner Frau im Sommer 1815, wiewohl er ihn bis ins Innerste erschütterte und selbstverständlich auch religiöse Saiten in seinem Herzen anschlug,[26] wirkte doch auf seine Stellung zu Christenthum und Kirche nicht erkenn-

bar ein. Mehr in dieser Beziehung mag seine Wiederverheirathung gewirkt haben. Denn seine zweite Frau war, wie Die versichern, welche sie gekannt haben, ungleich bedeutender, als aus den Niebuhrschen „Lebensnachrichten" unmittelbar hervorgeht. Fromm, gottergeben, und auf diesem Grunde wie wenige Frauen besonnen, entschieden und fest, hatte sie mit ihrer ruhigen Klarheit sehr wohlthätigen Einfluß auf Niebuhr, namentlich seiner oft hervorbrechenden leidenschaftlichen Heftigkeit gegenüber. Sie hat großen Antheil daran, daß es ihm möglich geworden ist, die auch später ihm nicht erspart gebliebenen schweren Heimsuchungen so fromm und mit so demüthiger Ergebung, wie er es gethan hat, zu tragen.

Seine zweite Heirath geschah in dem Augenblicke, wo er in Begriff war, als Gesandter nach Rom abzugehen. Im October 1816 kam er dort an, im April des folgenden Jahres wurde ihm sein erstes Kind geboren. „Ich habe in der entsetzlichen Angst innig gebetet", schreibt er,[27]

als die Gefahr einer schweren Geburt glücklich vorüber war; und bald darauf aus Tivoli in Anlaß einer Krankheit des Kindes: „Du denkst dir die Angst, hier wo kein Arzt ist; Gott aber hat geholfen." Der lebendige Gott war ihm nahe.

Niebuhrs amtliche Hauptaufgabe in Rom war auf die katholische Kirche bezüglich.

Durch die französische Revolution, dann durch den mit derselben concordirenden Papst, und schließlich durch Kaiser und Reich war zu Anfang dieses Jahrhunderts die alte Gestalt des katholischen Kirchenwesens in Deutschland zerstört worden; sodaß, als man 1814 und 1815 wieder zur Ruhe kam, und daran ging, Ordnung zu machen, eine Neu-Begrenzung und theilweise Neu-Dotation der deutschen Diöcesen sich nöthig zeigte. Eine Anzahl anderer zwischen Staat und Kirche zu erledigender wichtiger Fragen hing weiter damit zusammen. Sofern diese Aufgabe Preußen anging, sollte Niebuhr darüber mit der römischen Curie verhandeln. Bayern und Hannover negociirten zu ähnlichem

Zwecke jedes für sich, Württemberg und Baden aber untereinander und mit anderen deutschen Staaten dazu verbündet; und alle waren schon in voller Verhandlung, während Niebuhr zu Rom noch fast vier Jahre lang auf seine Instruction warten mußte, und erst als er sie im Sommer 1820 erhielt zu unterhandeln anfing.

Dieser Aufschub war nicht zufällig. Innerhalb der katholischen Kirche giebt es seit langer Zeit gegenüber der päpstlich-monarchischen eine bischöflich-aristokratische Partei, welche — damals in Deutschland durch Ignaz Heinrich von Wessenberg und seine Freunde geleitet — die Sachlage zu Anfang dieses Jahrhunderts zu benutzen wünschte, um die deutsche Kirchenregierung in ihre Hand zu bringen. Hiermit stimmten viele Staatsmänner und Juristen, katholische wie protestantische, insoweit überein, als auch sie gedachten, den Papst von der Kirchenleitung möglichst auszuschließen. Es war aber nicht ihre Meinung, daß dies zum Vortheile der Bischöfe geschehen solle; sondern vielmehr zum

Vortheile des Staats, dessen geistliche Polizei-Beamte die Bischöfe werden sollten. Vorläufig allerdings sahen beide antipäpstliche Fractionen sich als Verbündete an, beherrschten gemeinsam den Markt der öffentlichen Meinung, und gingen beide, wenn auch nicht beide in gleichem Grade entschieden, von der schon berührten Idee aus, kirchliches Christenthum sei ein überwundener Standpunkt; der Papst und die römischen Curialen aber hätten Verstand genug, mit ihren christlich-kirchlichen Positionen könne es ihnen also unmöglich Ernst sein, und deshalb würden sie, sobald man nur hinlänglich dringend fordre, die Kraft nicht haben, zu widerstehen. Man könne auf die Art Alles von Rom erreichen. Aus solchem Tone wurde wie die württembergisch-badische, so anfangs auch die hannoversche Verhandlung mit der Curie geleitet; und in Berlin waren die Politiker aus Herzbergs alter Schule gleichfalls der Meinung gewesen, daß der preußische Unterhändler demgemäß zu instruiren sei. Der Concipient der für Niebuhr

im auswärtigen Ministerium entworfenen Instruction war ein ehemaliger Mitarbeiter der Berliner Monatsschrift rationalistischen Andenkens; Staats-Canzler Fürst Hardenberg hegte verwandte Gesinnungen, und ward in denselben durch den römischen Generalconsul Bartoldy, welcher den Vortheil localer Orientirtheit für sich hatte, bestärkt. Die letzten zwei von den vier Jahren, während deren mit Niebuhrs Instruction in Berlin gezögert ward, hat Hardenberg allein dieselbe aufgehalten: anscheinend deshalb, weil ihm rücksichtlich des Erfolges der badischen, württembergischen und hannoverschen Verhandlung eine Erwartung erweckt worden war, die sich dann nicht erfüllte. — Dagegen war der König solcher Meinung nicht. Er wollte vom Papste nichts gefordert wissen, was gegen dessen kirchliches Gewissen gehe. Und ebenso war Niebuhr fähig, die Sache wie sie wirklich lag, zu verstehen.

Nicht daß er einen Zug zu katholischem Wesen gehabt hätte. Wenn er die im römischen

Katholicismus bewahrten christlichen und deswegen fruchtbaren Momente auch anerkannte und schätzte, und wenn ein katholischer Kinderglaube, wie er sich z. B. in Tyrol findet, ihm anziehend und rührend war,[28] so wurde er von der italienischen Erscheinung des Katholicismus doch entschieden abgestoßen.[29] Die Mehrzahl der römischen Priester hielt er für innerlich unfromm, und das „Schönthun mit dem Katholicismus", welches bei manchen Protestanten in Deutschland Mode sei, verwirft er als „unwahre und widerliche Comödie." Ihm aber[30] erscheint „kein Ort zur Befestigung im Lutherthum so günstig", als Rom; „denn am herzlichsten möchte man hier fühlen, was wir gewonnen haben, und Luther am dankbarsten segnen."

Aber Niebuhr erkennt, daß, wenn zur Reformation der katholischen Kirche dem Staate Beruf wie Mittel fehlen, und wenn er durch seine Lage sich doch einmal veranlaßt sieht, mit ihr als der Confession vieler seiner Unterthanen in ein öffentliches Verhältniß zu treten wie sie ist, er

sie dann auch als Kirche ehren und ihr kirchliches Gewissen demgemäß respectiren muß. Daß ein solches Gewissen kein bloßes Wort sei, dafür hatte Niebuhr menschliches, christliches und staatsmännisches Verständniß: und seine Depeschen sind voll von Aufforderungen, es ja nicht zu unterschätzen.

Es mag hier nur aus einer derselben[31] Einiges mitgetheilt werden, das zunächst vom staatsmännischen Gesichtspunkte ausgeht. „Ich bin überzeugt", sagt Niebuhr im Herbste 1819, „daß die herrschende politische Epidemie, nach der Jeder seine Meinung zum Gesetz machen will, nie hätte allgemein werden können, wenn die Regierungen das Bestehende geehrt und aus seinen eigenen Principien reformirt hätten . . . Die souveraine Gewalt hätte alsdann auf allen Punkten Verbindungen, die ein gemeinschaftliches Interesse mit ihr besäßen, und das Umschaffen erschiene dann gar nicht als eine so leichte Sache. So bin ich auch überzeugt, daß der Staat die Kirche bestehen lassen müsse, und daß es schlechterdings

nicht fehlen kann, daß .... Vertrauen und Liebe für die Regierung auch in die Kirche einer anderen Confession komme... wenn sie sich nur fest überzeugt, daß die Regierung mit keinen Plänen umgeht, welche sie entweder wirklich gefährden, oder zu gefährden scheinen. — Dergleichen kann z. B. in Hinsicht des öffentlichen Unterrichtes bei den besten Absichten stattfinden;[32] und da es dem Staate ohne Vergleich wichtiger ist, Millionen von Unterthanen zu haben, die ihm treu ergeben sind, weil er sie nicht nur wohl regiert, sondern auch ihren Glauben respectirt, als einige Hunderte oder Tausende, die durch eine meistens oberflächliche Bildung Zwitterdinge in ihrer Religion sind, oder gar Hunderttausende die dahin kommen, so scheint es mir nicht zweifelhaft, welche Maximen darüber die besten seien. König Friedrich der Große ließ die katholische Kirche in Schlesien unangetastet, obgleich das Betragen des Bischofs ihm Veranlassung genug gegeben hätte, sie unter seine Zucht zu nehmen; und hatte nie Ursache, seinen weisen Entschluß zu bereuen.

Es ist wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob einige Millionen wenigstens in Einer Sache bei ihren hergebrachten Ansichten treu beharren, oder sie gründlich und mit voller Ueberzeugung ändern, anstatt auch hierin der Mode nachzulaufen, und unter thörichten Führern ohne Ziel irre zu gehen. — Ich kenne nichts Flacheres und Widrigeres, als diese liberalen Katholiken, wie ich sie durch die Wessenbergischen Händel kennen gelernt habe.“ Niebuhr hat Wessenberg persönlich im Sinne. „Noch so hochmüthig mit ihrem katholischen Namen, und so hochmüthig, so affectirt auskramend mit ihrer brüderlichen Toleranz für uns Alle und ihrem hohen christlichen Sinn, der alle Confessionen umfasse, so prahlend mit ihrer Bibelverbreitung und ihren Schulverbesserungen, mit ihren neumodischen Liturgieen, mit ihren wäßrigen geistlichen Liedern. Denn unsere unübertrefflichen, oder Luthers Bibel anzunehmen, dazu sind sie viel zu hochmüthig. Es ist ihnen zu gemein. Die frommen Katholiken, welche das Joch des Papstthums nicht tragen

mögen, sind nicht in ihrer Zahl: die wissen was sie wollen, und hoffen auf kein Heil von ihnen.. Es ist ein großer Nachtheil für die Regierung, wenn eine große Anzahl Unterthanen sich zu einer von der des Fürsten und der Hauptländer verschiedenen Confession bekennt. Aber einer Amalgamirung muß man weislich entsagen; und das Einzige, was den Schaden ändern kann, ist daß man die Eigenthümlichkeit nicht verfälsche." Man müsse die katholischen Provinzen „überzeugen, daß sie in Hinsicht auf ihre Religion von einem katholischen Fürsten nichts Besseres, von einer revolutionairen Regierung ungleich Schlimmeres zu erwarten hätten. — Was der Staat sich in Hinsicht auf die Kirche nicht vergeben kann und nicht zu vergeben braucht, ist, daß er Denen Schutz gewähre, welche von ihrem Gewissen gedrungen aus den bestehenden Kirchen ausscheiden, und neue bilden wollen. Die Priester dürfen diese nicht zwingen und nicht verfolgen. Aber ob sie es wahrhaft und redlich meinen, wie unsere Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts,

das wird sich daran zeigen, ob sie für ihre Ueberzeugung ein Kreuz zu tragen Muth haben, als da ist Verlust ihrer Aemter u. dgl.; denn der katholische Bischof kann einen nicht mehr katholischen Geistlichen nicht als Pfarrer lassen, und das darf man von ihm auch nicht fordern..."

Nach solchen und ähnlichen allgemeinen Bemerkungen wendet Niebuhr sich zu Einzelpunkten. „Der römische Hof", sagt er, „verlangt für die Bischöfe die ausschließliche Direction der Seminare, er räumt die Verpflichtung ein, daß sie keinen der Regierung mißliebigen Lehrer anstellen dürfen, aber er fordert die Anerkennung ihres Rechtes, die Lehrer nach eigener Ueberzeugung zu entlassen. Dies schließt das Studium der katholischen Theologen auf Universitäten nicht aus, aber es beschränkt dasselbe ... Mißvergnügen nun mit der Mangelhaftigkeit des Seminarunterrichtes ist erklärlich: nur fragt es sich, ob die katholische Kirche bestehen kann, wenn ihre Geistlichen nicht in Seminaren gebildet werden; ob sie sich entschließen kann einzuwilligen, daß die Jugend auf

Gymnasien mit wenig Rücksicht auf Religion unterrichtet, nachher in der academischen Freiheit erwachse, und dem doch manchmal wirklich heterodoxen Unterrichte von Professoren, welche die Regierung ernennt, überlassen werde." Hievon gab es im Jahre 1819, als Niebuhr dies schrieb, eclatante Beispiele. „Ich meinestheils", sagt er, „begreife ebensowenig, wie ein junger Katholik, der auf Universitäten die irreligiösesten Systeme sich aneignen kann, wenn er will, und in persönlicher gänzlicher Ungebundenheit Jahre verlebt hat, Priester werden *kann*, als ich begreife, daß er es *möchte*, da ihm unbedingter Gehorsam, Cölibat und Ausschließung von der Welt vor Augen stehen. Ja ich gehe weiter, und ... wünschte, daß auch unsere protestantischen Geistlichen nicht sowohl auf Universitäten, als in Seminaren gebildet würden; wenigstens daß die theologischen Facultäten die Form von Seminaren hätten, wo eine Direction, welche die Theologie und Gottseligkeit als die unendlich überwiegende Hauptsache ihrer Bestimmung im Auge hielte, die jungen Theologen mit

allen ihren Gewohnheiten und Neigungen auf sie leitete, und von mißlichen Dingen ablenkte."

Niebuhr spricht noch von Dem, was römischerseits in Betreff der Weihen, dann das Rechtes der Censuren und der Befugniß, das Lesen gefährlicher Bücher zu verbieten, sowie der Aufsicht über den religiösen Schulunterricht gefordert werde. Alles dergleichen gehöre einmal zum katholischen System, auf welches man protestantische Grundsätze nicht anwenden dürfe; berühre auch — außer bei Geistlichen und Lehrern — nur die Gewissen. Geistliche und Lehrer aber könnten desfallsiger kirchlicher Einwirkung staatlich nicht entzogen, sondern müßten, wo sie durch dieselbe wirklich gedrückt würden, lieber vom Staate entschädigt werden. Es ist nicht nöthig, im Einzelnen auszuheben, was Niebuhr darüber sagt: um seine Gesinnung zu zeigen, genügt das Mitgetheilte.

Es war nicht leicht, „gebildete" Protestanten damaliger Art zu überzeugen, daß offenbarungsgläubiges Christenthum sogar in der römischen

Curie respectirt werden müsse, und daß von ihr was sie von Gewissens wegen nicht würde leisten können auch nicht zu verlangen sei. Indeß hatte Niebuhr, soweit es seine Arbeit am auswärtigen Ministerium galt, hierfür Verbündete an den im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten arbeitenden Geheimenräthen Schmedding und Nicolovius, die nicht müde wurden, immer wieder wenn es nöthig wurde zu versichern, Niebuhr habe in seinen Beobachtungen, wie in seinen Forderungen Recht; und denen es gelang, hievon auch den Minister von Altenstein im Wesentlichen zu überzeugen. Es verdient beachtet zu werden, daß, wie dreißig Jahre früher sich Stolberg und Jacobi zusammengefunden hatten im Kampfe für das positive Christenthum gegen die Männer der Allgemeinen Bibliothek und der Berliner Monatsschrift, so es nun wieder ihre jüngeren Freunde waren, von denen gegen Nachzügler jenes Nicolai-Biester'schen Kreises das Recht des kirchlichen Gewissens behauptet wurde. Denn Nicolovius war von Jacobi, Schlosser und Stol-

berg, Schmedding aber, ein katholischer Münsterländer, war von dem Fürstenberg-Gallitzin'schen Kreise ausgegangen. Völlig drangen sie erst durch, als man die hannoversche und die württembergisch-badische Verhandlung zu Rom ganz so mißlingen sah, wie Niebuhr immer vorhergesagt hatte, und als man daher nicht mehr verkennen konnte, daß mit der von seinen Gegnern gerühmten „rücksichtslosen Energie" soviel nicht auszurichten sei. Nun endlich ward Niebuhr und in einer Weise instruirt, die ihm freie Hand ließ, die Verhandlung in dem von ihm vertretenen Sinne zu führen; und die wenigen Monate, in welchen er sie hierauf zu Ende geführt hat, würden nur ebensoviele Wochen gewesen sein, wenn nicht äußere Umstände Verzögerung verursacht hätten. Der Staatscanzler hat, als er zuletzt gleichfalls nach Rom kam, abgesehen von einem Dotationspunkte, den er noch zu genehmigen hatte, Nichts mehr als den formellen Abschluß hinzugebracht.

Niebuhr versuchte nicht, wie der römische Hof

es sehr viel lieber gesehen hätte, ein umfassendes Concordat zu schließen; weil er anerkannte, dabei würden Punkte zur Sprache kommen müssen, über welche zwischen der päpstlichen Curie und dem protestantischen Staate Einigkeit nicht zu erzielen ist, und weil er von vorn herein darauf verzichtete, in solchen Dingen Nachgiebigkeit von der Kirche zu verlangen. Aber zugleich vermied er damit jede principielle Einräumung in streitigen Punkten auf Seite des Staats. Wenn Preußen dem subjectiven Gewissen der katholischen Kirche alle Schonung angedeihen ließ, so gab es nicht damit zu, daß dies Gewissen sich auch objectiv im Rechte befinde, sondern vorbehielt sich freie Hand für Alles, was auszuführen Pflicht des Staates sei. Dem Gewissen der Kirche setzte sich das Staatsgewissen entgegen; und indem man das erste als gleichberechtigt anerkannte, verlangte man auch für das zweite selbständige, volle Berechtigung.

Damit aber ward in Behandlung der Kirche ein außerordentlicher Fortschritt gemacht. Denn

zum ersten Male nach langen Jahren gab man es auf, sie als ein Stück Staat, ihre Diener als Staatsdiener anzusehen, man erkannte sie vielmehr als selbständige, in Zweck, Wesen und äußerer Gestaltung vom Staate unabhängige Macht an. Und die Annahme dieser würdigeren und für Preußen segensreich gewordenen Stellung zur katholischen Kirche, wenn sie auch nicht unvorbereitet, vielmehr durch die vorhergehende Entwickelung bereits angezeigt war, ist vorzugsweise Niebuhrs Werk gewesen.

Er hat damit Etwas erreicht nicht bloß für die katholische, sondern auch für die evangelische Kirche; denn ein der einen Kirche gegenüber vollzogener principieller Fortschritt kann gegenüber der andern Kirche nicht ohne Folge bleiben.

Allerdings lagen auf protestantischer Seite die Sachen und liegen noch heute verwickelter, als auf der katholischen. — Zur Reformationszeit war von den evangelischen Landesobrigkeiten das Kirchenregiment im Lande in die Hand genommen worden, weil man überzeugt war, sie

seien Gott schuldig, in Aufrechthaltung der ersten Gebotstafel andere als reine Lehre in ihrem Gebiete nicht zu dulden, und zu dieser Lehre ihre Unterthanen zu erziehen. Beaufsichtigung und Leitung der Landeskirche fiel ihnen damit von selbst zu. Diesen inneren Zusammenhang hatte man aber mit der Zeit vergessen, und führte das Kirchenregiment, statt solcher kirchlicher Gesichtspunkte, vielmehr aus politischen und polizeilichen fort, unter denen man, wenn staatliche Rücksichten es nöthig oder wünschenswerth machten, neben der bisherigen Landeskirche auch noch andere Confessionen im Staatsgebiete zuließ. So trat an Stelle des alten Gedankens, aus landesobrigkeitlicher Pflicht von Gottes wegen die Unterthanen in Eine bestimmte Kirche hineinzuerziehen, allmälig das neuere Staatsprincip, daß man vielmehr jeden Unterthan seines Glaubens leben und sich da, wohin ihn sein Glaube treibt, an Gleichgesinnte anschließen lasse; und heutzutage würde ein anderes als dieses Princip der „Gewissensfreiheit“ für keinen einzigen der

deutschen Staaten mehr anwendbar sein. Diesem Staatsprincipe der Gewissensfreiheit aber erscheinen mehrere nebeneinander im Lande bestehende Kirchen als ebensoviele Gesinnungsvereine; denn eben das Zusammentreten Gleichgesinnter ist ihm das kirchenbildende Moment. Allerdings bleibt zwischen dem alten landeskirchlichen und den übrigen Vereinen solcher Art immer der Unterschied, daß das Vereinigende bei diesen letzteren Kirchen eine schon vorhandene Glaubensübereinstimmung, bei der Landeskirche hingegen auch jetzt noch eine erst anzustrebende Uebereinstimmung im Glauben ist, da ihre Glieder nicht sich selbst geeinigt haben, sondern wie von Alters her aus dem Gesichtspunkte des obrigkeitlichen Erziehungsgedankens vereinigt worden sind.

Wenn nun die Staatsgewalt jenes dem bestehenden Kirchenregimente zu Grunde liegende alte Staatsprincip der „Custodia der ersten Gesetzestafel“, wie man es genannt hatte, aufgab, so vermochte sie principiell angesehen auch dies Regiment nur noch als Regierung Eines der nun

im Lande vorhandenen Kirchenvereine fortzuführen. Aber — fragte sich jetzt — war als ein solcher Verein die landeskirchliche Gemeinde ohne Weiteres anzusehen? Fehlte ihr dazu nicht das begrifflich nicht entbehrliche Element schon vorhandener religiöser Uebereinstimmung? Und doch gab es andrerseits für sie keine andere Kategorie als die des Gesinnungsvereines. — Vorläufig suchte man, wie es in Uebergangszuständen gewöhnlich geschieht, alte und neue Gedanken nebeneinander festzuhalten. Einige, wie z. B. Claus Harms im Thesenstreite, machten Consequenzen des unaufgehobenen älteren Rechtes geltend, denen der neuere Gesammtzustand im Grunde widersprach. Andere wandten mit idealistischer Kühnheit Vereinskategorien auf Personenkreise an, die keine Vereine waren. So entstand die Verwirrung der kirchlichen Verfassungsfrage und selbst des Kirchenbegriffes, aus welcher wir bis heute uns herauszuarbeiten haben. Vor fünfzig Jahren aber war sie noch viel unabgeklärter, als jetzt.

Wir fragen, welche Stellung Niebuhr zu ihr einnahm.

Gedenken wir seiner Aeußerungen aus Holland über die Verkommenheit des jüngern Geschlechts vom Rationalismus beherrschter Pastoren. Von der „Kraftlosigkeit" eines solchen Protestantismus war er völlig überzeugt.[33] „Ich begreife nicht", schreibt er 1817, „wie es mit den religiösen Verhältnissen besser werden soll, wenn nicht eine neue Offenbarung eintritt. Eine Religion, auf der die Leute nicht mit den Füßen stehen können, sondern mit den Händen schwebend hängen, läßt sich unmöglich mehr lange halten." Aber als nun Harms in seinen Thesen[34] wieder die landeskirchliche Geltung der symbolischen Bücher hervorhob, war er damit doch keineswegs einverstanden. „Ich gebe Harms Recht", sagt er, „in Allem, was er über die Irreligiosität einer von der Offenbarung unabhängigen Moral denkt; dann in seinem Unwillen gegen ein Christenthum, welches keines ist, und selbst in seinen Persönlichkeiten gegen viele Theologen. Aber für eine Verirrung

halte ich seine Beschränkung des rechten Christenthums auf die symbolischen Bücher." „Ein protestantischer Christ ist mir der nicht, der nicht in eigentlichem buchstäblichem Sinne das Historische von Christus Erdenleben, mit allen Wundern desselben, für ebenso ausgemacht hält, als irgend eine Begebenheit, die in den Lauf der Geschichte gehört, und davon ebenso ruhig und sicher überzeugt ist: der nicht die allerfesteste Ueberzeugung von allen Punkten des Apostolischen Glaubensbekenntnisses hat, in ihrem wörtlichen Sinn; der nicht jede Lehre und jedes Gebot des Neuen Testamentes als göttliche, unzweifelhafte Offenbarung betrachtet. Auch ein Christenthum nach Art der neuen Philosophen und Pantheisten ist mir keines ...., obwohl es eine sehr geistreiche Philosophie sein mag. Ich habe es oft gesagt, daß ich mit einem metaphysischen Gott Nichts anzufangen weiß, und daß ich keinen andern haben will, als den der Bibel, der Herz zu Herz ist." Allerdings dürfe, meint Niebuhr, die Religion nicht als menschliche Lehre, das Historische im Christen-

thume nicht nach den Regeln alltäglicher Lebensbegebenheiten erklärt werden. Aber „in ein absolutes System“, wie ein solches von den symbolischen Büchern aufgestellt worden, lasse die Religion sich nur etwa so weit bringen, als der Sinn der Schrift klar sei. Hingegen „wo er zweifelhaft ist, und es also eigentlich darauf ankommt, woher will man es nehmen?“ Die katholische Kirche habe hier die Tradition. Aehnlich auch Luther. Wolle man aber diese nicht anerkennen, so fehle es an einem berechtigten Entscheidungsgrunde. „Die Orthodoxen des siebenzehnten Jahrhunderts haben die symbolischen Bücher mit einer Ueberzeugung bekannt, wie man es jetzt nicht mehr kann; eben weil sie ein System, und die Systeme des einen Jahrhunderts den Köpfen des anderen fremd sind.“ Er betont das Unzuträgliche alles und jedes Versuches, göttliche Dinge menschlich auszudrücken. „Die Religion“, sagt er einem jungen Freunde,[35] „ist ein so ätherisches Ding, daß wir, sobald wir sie auf Artikel des Glaubens zurückführen,

d. h. die wesentlichen logischen Bestandtheile, die man in allen übrigen Dingen sucht, haben wollen, zu Consequenzen geführt werden, von denen die eine oder die andere sich mit dem positiven und lebendigen Glauben nicht verträgt. Es sind starke Sachen in den Artikeln der Englischen Kirche, im Calvinismus, in den (lutherischen) symbolischen Büchern; aber Gott ist weiser als Alle, und seine Macht erreicht die Herzen, wo es auch sei.“ — Der heilige Augustinus habe Recht gehabt, wenn er gewünscht habe, sich über Glaubenslehren allemal so auszudrücken, daß darin Jeder seinen eigenen Sinn, wenn nur nicht einen durchaus irrigen, wiederfinde.[36]

Nun giebt es in Betreff der symbolischen Bücher zweierlei Gesichtspunkte: das Gemeindeglied als solches steht anders, als die Kirche dazu; und ein Bekenntniß zu ihren Einzelheiten wird von dem bloßen Gemeindegliede nicht verlangt werden können. Niebuhr fordert, wie er richtig sagt, nicht wenig, sondern — mit Dem, was

die Kirche hier zu verlangen gewohnt ist, verglichen — viel, wenn er will, daß jeder Christ, um ein solcher zu heißen, sich zu Schrift und Apostolicum buchstäblich bekennen müsse. Die Kirche als solche hingegen hat einen confessionell bestimmten Lehrschatz rein zu überliefern, und dabei können ihr Einzelheiten nicht gleichgültig sein. Indem sie also zu jenem Zwecke Lehrer anstellt, und selbstverständlich nur solche Lehrer gebrauchen kann, die zu Dem, was sie lehren sollen, sich auch bekennen, fordert sie von den Anzustellenden ein specielleres Bekenntniß und verpflichtet sie, falls ihre darin ausgesprochene Ueberzeugung sich ändern würde, ihr Amt nicht zu behalten. Der Rationalismus und zum Theil schon vorher der Pietismus, hatten diese Verpflichtung als bedeutungslose Form behandelt, und daß man, wie Claus Harms that, eine in solchem Sinne übernommene nachträglich mit Schärfe geltend mache, hält Niebuhr weder für billig, noch für richtig; wo absolute Irreligiosität walte, wie sie unter der damaligen Geistlichkeit nicht ausge-

schlossen war, Orthodoxie gebieten wollen, komme ihm ebenso verderblich vor, wie die Herstellung lediglich der alten Staatsformen nach einer Revolution. — Will nun aber Niebuhr keine Lehrverpflichtung? Gedenkt er, auf allen irgend bestrittenen Lehrpunkten jedem nur überhaupt christlichen Geistlichen freie Hand zu geben? Von Jemandem, der kein Schwärmer ist und der nicht etwa darauf ausgeht, die Kirche zu zerstören, steht nicht zu vermuthen, daß er dergleichen wollen werde. Von Niebuhr aber ist das Gegentheil offenbar; denn für die katholische Kirche vertritt er auf das Bestimmteste das Bedürfniß der Lehrverpflichtung und der Lehraufsicht, lutherische Geistliche erklärt er ausdrücklich für „gewissenlos", wenn sie ihren Schülern nicht lutherische Lehre vortragen; und wenn er die protestantische Geistlichkeit in Seminaren erzogen wissen will, so denkt er sich eine solche Erziehung augenscheinlich bedingt durch die Theologie ihrer Kirche.

Es kommt aber in Betracht, wie er diese

Kirche sich vorstellt. Die Landeskirchen als landesobrigkeitliche Erziehungsanstalten hielt er für abgethan und nicht wiederherzustellen; und daß Harms eine solche Wiederherstellung anstrebte, macht er ihm zum Vorwurf. „Ich möchte die todte Kirche nicht einreißen", sagte er schon 1812,[37] „aber wenn sie fallen soll, wird es mich nicht beunruhigen .... Man wird wahrer und lauterer werden, wenn sich Alles ausscheidet, was nicht von Herzen zu einer der vielen Gemeinden gehört, die sich dann bilden werden." Die Mannigfaltigkeit der Sectenbildung in England hält er[38] für ein Zeichen von christlicher Fruchtbarkeit des Bodens. Ein wirksamer äußerer Gottesdienst, meint er, könne nur dann erst entstehen, „wenn die aus der Asche wieder hervorgehende Kirche Zahl und Consistenz durch innere Bildung erhalten haben wird." Er will sie „auf Glauben und Ueberzeugung" gegründet wissen. Man solle[39] „in Einfalt des Herzens und in Uebereinstimmung mit Gleichgesinnten zu wahrem, fruchtbarem Glauben" streben; darin allein sei Heil.

Solchen, „die durch äußere Formeln die Kirche herstellen wollen", hält er die schon angeführte Stelle Augustins entgegen, in welcher vielmehr die Einzelgesinnung betont wird.

Das Zerfallen der Landeskirchen, die Neubildung von Gesinnungsgemeinden erkennt er also schon damals richtiger, als Viele. Innerhalb dieser Entwickelung aber, die er sich allerdings viel kürzer denkt, als sie ist, nimmt er für das Werdende Partei: Nicht bloß die unsichtbare Kirche, auch jede sichtbare ist ihm ein Gesinnungsverein, und die vorhandene Landeskirche hält er ebendeswegen für abgestorben, weil sie nach diesem Maße gemessen nicht bestehen kann. Er unterschätzt dabei vollkommen die große Bedeutung, welche auch während des Ueberganges noch der Landeskirche zukommt; wie er denn überhaupt sich mit den besonderen Uebergangsaufgaben nicht beschäftigt. Er unterschätzt oder schätzt überhaupt nicht die an und für sich ehrwürdige Idee der Landeskirche, und ist bitter ungerecht gegen Die, von welchen sie wider Angriffe persönlich

frommer Männer in den Zeiten der späteren Orthodoxie und des beginnenden Pietismus vertheidigt wurde.[40] Zwar will er nicht eigentlich das pietistische Wesen als solches in Schutz nehmen. Hamann z. B. würde ihm, sagt er, ohne dasselbe noch verehrungswürdiger sein, als er es so ist;[41] und diejenige Gestalt, welche in den zwanziger Jahren die christliche Erregung im Wupperthale annahm, ist ihm zuwider. Aber er sieht in Spener und dessen Nachfolgern doch „die eigentliche Blüthe des Protestantismus": ihnen fühlt er sich innerlich verwandt.[42]

Und so ist er denn auch persönlich bei Fürst Hardenberg der Frömmelei, bei seinem alten Freunde Voß des Katholisirens beschuldigt worden.

Wenn er in Rom sich lutherischer als zuvor fühlte, so geschah das wohl nicht allein im Gegensatze wider die Mängel des katholischen Kirchenwesens. Auch was der katholisch-kirchliche Weltmittelpunkt als solcher Imposantes zeigt läßt den dort Lebenden kirchliche Bezüge so lebhaft

empfinden, daß wer für dergleichen ein Herz hat sich um so mehr auch der eigenen kirchlichen Zubehörigkeit bewußt wird. Für Niebuhr kamen hierzu noch practische Anregungen.

Zuerst daß er einem inneren Zuge gemäß von Anfang an unter den Künstlern mit den christlich gerichteten verkehrte;[43] weil, sagt er, „die, welche ganz fromm sind, und die, welche nach Frömmigkeit streben, bei Weitem die Edleren und Besseren, und auch die geistreicheren sind"; was ihm denn mancherlei Anlaß gab, Art und Entwickelung ihres Glaubens zu beobachten: „Mehrere unter ihnen sind sehr ernstlich gläubig, obwohl mit ganz verschiedenen Abschattungen; Andere sieht man, die die Religion gewiß zu haben meinen, und denen man doch schwerlich mehr als eine sich selbst betrügende Aneignung zuschreiben darf." Einige unter diesen Künstlern waren katholisch geboren, andere waren katholisch geworden: „aber", bemerkt rücksichtlich der letztern Niebuhr, „so traurig auch die Unvernunft ist, zur katholischen Religion überzugehen, so er=

klärt sie sich an unsern jungen Freunden doch auf eine Weise, die ihnen durchaus keine Schande macht: wohl aber zeigt sie wie gänzlich viele protestantische Geistliche von allem Positiven und vom Gewissen abgewichen sind: denn hätten diese als Lehrer ihrer Jugend ihnen Das angeboten, was die Lehre Luthers war, so hätten sie sich gewiß nicht so verirrt. Weil sie aber in Dem, was in ihrer Heimath als Religion galt, Das vermissen, ohne welches sie ein leerer Ballast ist, und es hier den Worten nach fanden, so ließen sie sich verführen." So sehr es Niebuhr indeß verzeihlich finden mochte, wenn solch ein irrendes Gemüth sich aus der Oede des Rationalismus in die katholische Kirche zu retten versuchte, so sah er es doch immer als einen falschen Weg der Rettung und als ein großes Unglück an; und hielt es für seine Pflicht, noch Unverführte vor diesem Unglück zu bewahren. Er ging aus diesem Grunde nicht nur persönlich auf theologische Studien ein,[44] mehr — sagt er — als seine deutschen Freunde denken könnten,

sondern vor Allem empfand er, daß für die in Rom zerstreuten deutschen Protestanten es kirchlicher Fürsorge bedürfe. Die kurz vor jener Zeit dort eingerichtete englische Capelle genügte ihm hierzu nicht. Er bat daher im Jahre 1818 den König um Anstellung eines preußischen Gesandtschaftspredigers:[45] „Die Sache ist so dringend", schreibt er darüber nach Hause, „daß wenn man sie abwiese, ich mein Möglichstes thun würde, mit den größten Aufopferungen" den Geistlichen „auf eigene Kosten herzuziehen."

Und nicht bloß auf seine jungen schutzbefohlenen Freunde kam es ihm dabei an, auch als Hausvater fühlte er das Bedürfniß seelsorgerischer Unterstützung.

Sobald sein erstes Kind geboren war, spricht er den Entschluß aus, den Knaben zu einem rechten Christen zu erziehen:[46] womit im Anfange sein Wunsch, ihn auch ins Alterthum einzuführen, und Anderes an Erziehungsgrundsätzen sich eigenthümlich verbindet. „Ich werde ihm die alten Dichter", schreibt er, „so vorsagen und

vorlesen, daß er die Götter und Heroen allerdings für historische Wesen nehme: aber daß man ihm sage, die Alten hätten den wahren Gott unvollkommen gekannt, und diese Götter seien gestürzt, als Christus in die Welt gekommen sei. Altes und Neues Testament soll er mit buchstäblichem Glauben vernehmen, und fester Glaube an Alles, was mir ungewiß oder verloren ist, soll von Kindesbeinen in ihm gehegt werden." Als der Knabe nach englischem Ritus getauft wurde, und Niebuhr dabei, indem er die Pathen vertrat, in des Täuflings Namen zu bekennen und zu geloben gehabt hatte, schreibt er: „ich war tief bewegt, und habe aus vollem Herzen für das Kind versprochen." Ein anderes Mal: er wolle ihm festen Glauben an eine individuelle Vorsehung „lebendig einpflanzen; und Dies und Aehnliches zu thun sollte Jeder in seinem Kreise trachten, dem es am Herzen liegt, daß wieder Frömmigkeit in der Welt Wurzel fasse." „Viel liegt an der ganzen Beschaffenheit des Ideenkreises. Wird die Masse Dessen, was zum Ver-

kehr gehört, zu groß, so entsteht Oberflächlichkeit und Anmaßung, denen unmittelbar der Verfall folgt. Es giebt gar keine einfache und unerschütterliche Ueberzeugungen mehr", u. s. w. „Je verworrener aber die Welt ist, um so mehr bedarf es der Erziehung. In einer alternden und welken Zeit muß dem Kinde eine einfache Ideenwelt geschaffen werden, worin es klar und fest erwachse."

So fühlte Niebuhr durch den Besitz eines und dann mehrerer Kinder sich einer Aufgabe gegenüber, welcher er doch sich selbst nicht zur Genüge gewachsen fand:[47] „Was Du sagst, daß mir fehlt, wohl weiß und fühle ich, daß dem so ist. Was ich darin dem Kinde nicht geben kann, versäume ich wenigstens nicht aus Verkennen seines Werthes, sondern weil man unmöglich lebendig geben kann, worin man nur vermag sich hineinzudenken. Soweit dies reichen will, werde ich ihm einen lebendigen historischen Glauben vom Uebersinnlichen, so einfältig und positiv als nur möglich, zu gründen suchen."

„Was Glaube ist, der den Namen verdient, weiß ich wohl, und erkenne ihn als das höchste Gut. Aber für mich wäre er nur durch übernatürliche Mittheilung, durch erfahrene Wunder und Zeichen möglich; und ein ganz Anderes ist ehren und nicht verwerfen, ein ganz Anderes wahrhaft wie sein eigenes Dasein glauben." Fühlte solchergestalt Niebuhr seine Schwäche, so fand er sich um so mehr an die Lehrthätigkeit der Kirche gewiesen: und wie ganz verschieden stand diesen einfachen, fest überlieferten und schlicht übernommenen Wahrheiten gegenüber jetzt der Hausvater Niebuhr, als ehemals zu Edinburgh sich der Jüngling dazu gestellt hatte. — Es ist im Uebrigen natürlich, daß ein sittlich-ernstes Gemüth Dinge der Art durch Erzieherpflichten, die ihm obliegen, richtiger schätzen lernt. Wer Kinder hat, der fühlt sich deutlicher nur als ein Glied in der Kette der einander folgenden Geschlechter, und wer seine von Gott ihm gestellten Elternaufgaben ansieht, dem tritt das im Wechsel der Geschichte Bleibende, es treten ihm die ewigen Institutionen,

die ewigen Gedanken Gottes deutlicher als vorher hervor; und so erkennt er und anerkennt diejenigen Mächte, durch welche in der That und Wahrheit die Welt regiert wird. Wie Niebuhr daher auch auf anderen Punkten der Zucht gedenkt, in welcher Eltern als solche stehen, so verhalfen ihm seine Kinder auch dazu, deutlicher als zuvor zu erkennen, daß eine gesunde Erziehung der Seele anders nicht als an der kirchlich überlieferten christlichen Wahrheit sich entwickeln kann. In diesem Sinne sah er in der Anstellung eines römischen Gesandtschaftspredigers durch die preußische Regierung auch „für seine Kinder ein Glück.“ „Ich wünsche sehnlichst“, sagt er damit in Verbindung, „daß Marcus recht von Herzen und aus dem Herzen fromm werde. Ich kann ihm diese Frömmigkeit nicht geben, aber den Geistlichen unterstützen kann und will ich. Sein Herz soll zu Gott erhoben werden, sobald es einer Ahnung fähig ist, und seine kindlichen Gefühle sollen Gebete und Gesänge aussprechen. Alles, was in unserem Zeitalter darin außer Gebrauch

gekommen ist, soll ihm unentbehrlich und Gesetz werden."

Der von der Regierung ausersehene erste Gesandtschaftsprediger — der nachmals in weiten Kreisen wohlbekannte Schmieder, später eine ehrwürdige Zierde von Wittenberg — reiste um Pfingsten 1819 nach Rom ab, und am 27. Junius des Jahres wurde in Niebuhrs Wohnung der erste deutschprotestantische Gottesdienst daselbst gehalten: „recht in Gottes Namen", schreibt Niebuhr. Er hoffte, unter Schmieders Leitung, das beste Gedeihen: „ich habe wohl immer gewußt, wie der rechte Geistliche sein muß, der in unsern Tagen einer Kirche nachhelfen und ihr neues Leben geben sollte; aber ich hatte, ehe ich Schmieder kennen lernte, keinen gesehen. Ich kann nicht aussprechen, wie wir ihn alle lieben und verehren." In Erscheinung, Benehmen, Einfachheit, Anspruchlosigkeit und was sich sonst Derartiges rühmen lasse, sei er musterhaft. Die Hauptsache aber bleibe, „daß er von Allem tief und ganz überzeugt ist, was er als Geistlicher bekennt.

Er ist rechtgläubig, ohne Polemik zu zeigen", weil er im rechten Glauben „die einfach sichere Wahrheit sieht, und auf ihre Kraft baut." „Mir ist wohler ums Herz, seit er hier ist." „Er gehört zu Denen, die man gleich kennen lernt, wie sie sind; eine größere Reinheit und Harmonie in einer Seele ist mir nicht vorgekommen. Es herrscht in ihm ein wahrer Friede Gottes."

Wer den Segen der evangelischen Predigt auf dem Capitol erfahren hat, der wird Niebuhr Dank wissen, daß er für ihre Stiftung sorgte. Aber noch wichtiger für die evangelische Kirche ist, was er bei seiner römischen Concordatsverhandlung mittelbar für sie erreicht hat.

Denn wenn in neuerer Zeit zwar immer noch zögernd, aber doch von Jahr zu Jahr entschiedener erkannt wird, daß die Kirche, wie sie eine eigene Seele hat, so auch eines eigenen Körpers bedürfe, daß sie vom Staate nicht bloß in ihrer innern Selbständigkeit, sondern auch in äußerer Individualität geachtet werden muß, so hat zwar nicht etwa Niebuhr das geradezu erstrebt, oder

seinerseits gemacht, aber er hat, durch sein christliches und sein kirchliches Verständniß geleitet, sehr wesentlich dazu geholfen.

Nachdem er seine römische Mission glücklich beendet hatte, kehrte er im Sommer 1823 nach Deutschland zurück, ließ sich in Bonn nieder, und hat dort noch etwas länger als sieben Jahre in freier Verbindung mit der Universität als Gelehrter gearbeitet. Am 2. Januar 1831 starb er. Er ist wenige Monate über sechsundfunfzig Jahre alt geworden.

Mehr, als in seinen früheren Verhältnissen ihm möglich gewesen war, konnte er in Bonn die Pflichten eines christlichen Hausvaters erfüllen: er richtete sein Hauswesen so ein, daß es von aufrichtiger Ehrfurcht vor Christenthum und Kirche beherrscht war. Niebuhr, wie seine Frau, nahmen regelmäßig Theil am öffentlichen evangelischen Gottesdienste, namentlich wenn Nitzsch predigte fehlten sie nie.[18] In der Kindererzie-

hung strebten sie auszuführen, was zu Rom begonnen war. Bei der Leitung namentlich seines Knaben hielt der Vater [49] fortwährend als den Hauptgesichtspunkt im Auge, „daß er unbedingt gläubig erwachse." Wenn er hinzufügt: „aber so, daß ihm der Glaube nicht angeklebt sei, und nachher abfallen müsse, wenn seine Vernunft thätig wird, sondern so, daß die Vereinigung der Vernunft und des Glaubens von frühestem Anfange an vorbereitet werde", so ist das bei Niebuhr nicht mißzuverstehen. Er ist kein Freund der damals sogenannten Vernunfttheologie, und will, daß der Vernunft von Anfang an ihr richtiges Gebiet und ihre Grenzen angewiesen werden sollen, der Glaube seines Kindes aber keinerlei selbsttäuscherischer Schein, sondern dessen innerlichst erworbenes Eigenthum werde. Diese elterliche Sorgfalt trat auch sonst hervor. So brachten stets Vater oder Mutter, und wenn keine Gäste da waren beide die Kinder Abends zu Bett und beteten mit ihnen. Schon aus Rom [50] schreibt Niebuhr: „es würde Dich rühren,

wenn Du das liebe Kind Abends aus dem Herzen beten hörtest, und seinen in Liebe und Freude verlebten Tag in Liebe und Sammlung schließen;" und später einmal aus Berlin seiner Frau: „was Du vom Gebet der Kinder schreibst, fällt mir unaufhörlich wieder ein. Ja laß sie beten und fromm werden"! — Und nicht bloß die Kinder, auch die Dienenden trugen Niebuhr und seine Frau auf ihrem hausväterlichen Herzen. Sie wurden sorgfältig zum Kirchenbesuch angehalten, und da sie zum größeren Theile katholisch waren, so wurden auch sonst, z. B. in Einrichtung des Tisches an katholischen Fasttagen, ihre kirchlichen Pflichten berücksichtigt.

Oeffentlichen Antheil an kirchlichen Dingen nahm Niebuhr staatsmännisch oder schriftstellerisch nicht mehr. Auch geschah wenigstens auf protestantischer Seite in jenen Jahren Nichts, das ihn veranlaßt hätte, das Wort darüber zu ergreifen. Ueber den Gesenius' Theologie betreffenden hallischen Streit, dessen Anfänge er noch erlebte, meint[51] er: wenn er Minister wäre,

würde er durch denselben in peinliche Verlegenheit" gerathen. Einer Beschränkung der academischen Lehrfreiheit war er zwar zuwider, „aber von einem Spaße über Das, was Apostel und Fromme als göttlich betrachtet haben" — es handelte sich um einen mit Scherzreden gewürzten Angriff auf das Buch Daniel —, „wende ich mich mit Unwillen ab."

Das Sich-Zusammenfassen der katholischen Kirche zu neuem Angriff auf die evangelische verfolgte Niebuhr mit Einsicht und mit prophetischem Blicke;[52] so vollkommen er gegen Katholiken persönlich tolerant war.

Mit der heiligen Schrift war er sehr genau bekannt, und nicht bloß mit dem Neuen, sondern auch mit dem Alten Testamente. Zu letzterem hielt er, dem damaligen Stande alttestamentlicher Studien entsprechend, den aus frühester Jugend ihm überererbten historisch-kritischen Standpunkt fest.[53] Denn seines Vaters arabische Reise, deren Erinnerungen auf seine Jugendbildung von großem Einfluß gewesen sind, war

zu einem wesentlichen Theile gerade aus dem rationalistischen Interesse hervorgegangen, Mittel zu menschlicher Erklärung der heiligen Bücher zu finden. Johann David Michaelis in Göttingen hatte in dieser Beziehung die Instruction der Reisenden verfaßt. Niebuhr sagt einmal, er trage Scheu, seine alttestamentlichen Ansichten öffentlich auszusprechen, da sich Männer daran ärgern würden, die er nicht ärgern wolle, und „was noch schlimmer ist, es würde Andern gefallen." „Mein Glaube aber könnte weit fester und lebendiger sein, als es nun, nach den Schicksalen meines Geistes, hinieden möglich ist, und doch könnte dieselbe kritische Ansicht daneben bestehen." — In Betreff des Neuen Testamentes [54] verlangt er, wie wir gesehen haben, von jedem protestantischen Christen buchstäblichen Glauben als an geoffenbartes Wort Gottes: wenn er seinen Gebrauch „als eines Handbuches für alle Fälle des Lebens", wie Hamann ihn pietistisch geübt habe, auch nicht billigt. Auch bei Anderen findet sich damals eine grundver-

schiedene Stellung zum Alten und zum Neuen Testamente: z. B. bei Schleiermacher.

Und wie mit der Bibel, zu deren eingehendem Studium er im Laufe seines Lebens immer wieder und wieder zurückkehrte, so war er auch mit dem Liederschatze unserer Kirche genauer, als viele Andere vertraut; und sorgte dafür, daß auch seine Kinder sich darin einleben sollten.[55] Er war ein entschiedener Gegner der rationalistischen Verstümmelung der Kirchenlieder. Vorzüglich lieb unter den protestantischen Liederdichtern hatte er Paul Gerhard.

Seine Vorlesungen an der Universität betrafen meistens die Kunde des Alterthums; im Sommer 1829 aber las er auch über Geschichte des Revolutionszeitalters, „wie in dem Kreise einer ihm angehörigen Familie", sagt er, „erzählend", was größtentheils schon in die Zeit seines eigenen bewußten Mitlebens gefallen war. Diese Vorträge[56] sind uns nur in unvollkommener Form erhalten, aber es ist ein Schatz nicht allein historischer Ueberlieferung,

sondern ethischer und politischer Weisheit darin. Gegen die Staatstheorie vom Socialvertrage führt Niebuhr hier aus, daß „der Mensch von Natur für den Staat bestimmt, und die Idee des Staates eine göttliche" sei. „Er ist eine von Gott geordnete Institution, die zum Wesen des Menschen nothwendig gehört, wie die Ehe und das väterliche Verhältniß." Die Regierung sei demgemäß eine „selbständige Gewalt von Gott." Bezeichnend ist, daß er Napoleons römischem Concordate besonders deswegen eine große politische Bedeutung zuerkennt, weil es, dem vorhergegangenen revolutionären Regimente gegenüber „den großen Schritt zu einer Regierung" enthalte, „die auf eine Religion gestützt ist." — Auch in seinen das Alterthum betreffenden Vorlesungen, von welchen die Mehrzahl jetzt gleichfalls gedruckt vorliegt, läßt er, neben der gelehrten Ueberlieferung des Stoffes, allenthalben die sittlichen Momente der Entwickelung in den Vordergrund treten. Man verliert keinen Augenblick das deutliche Bewußtsein, daß sie es sind,

wodurch die Geschichte bewegt, und den Gegenständen der gelehrten Ueberlieferung das eigentliche Interesse verliehen wird. Aber wichtiger noch war Niebuhrs persönlicher Eindruck als Lehrer. Wie der Mensch, oder doch der Christ sein ganzes Leben als einen Gottesdienst leben soll, so trieb er wenigstens sein gelehrtes Forschen und Lehren als einen Gottesdienst. Einer seiner Bonner Zuhörer sprach die Wirkung, welche Dies auf seine Schüler hervorbrachte, dahin aus: man habe keine Stunde bei Niebuhr hören können, ohne das Gefühl, besser dadurch geworden zu sein.

Wir besitzen einen denkwürdigen Brief[57] von ihm, in welchem er einem jungen Freunde über dessen philologisches Studium Rath giebt. „Wende dich", sagt er darin, „zu den Werken des Alterthums die das Herz erheben, in denen Du große Menschen und große Schicksale siehst, und in einer höhern Welt lebst; wende Dich ab von denen, welche die verächtliche und niedere Seite gemeiner Verhältnisse und gesunkener Zeiten

darstellen. .... Homer, Aeschylus, Sophocles, Pindar ... sind die Dichter des Jünglings ..., welche, so lange Litteratur die Welt erleuchtet, die jugendlich mit ihnen erfüllte Seele fürs Leben veredeln werden. ... Zu diesen Dichtern und unter den Prosaikern zu Herodot, Thucydides, Demosthenes, Plutarch, Cicero, Livius, Cäsar, Sallust, Tacitus ... bitte ich Dich, ... Dich zu wenden, Dich ausschließlich an sie zu halten. Lies sie nicht, um ästhetische Reflexionen über sie zu machen, sondern um Dich in sie hineinzulesen, und Deine Seele mit ihren Gedanken zu erfüllen, um durch die Lectüre zu gewinnen, wie Du durch das ehrerbietige Zuhören bei der Rede großer Männer gewinnen würdest. Das ist Philologie, die der Seele Heil bringt; und gelehrte Untersuchungen, wenn man dahin gekommen ist, sie zu machen, bleiben immer das Niedere."

Große Gedanken und ein reines Herz, sagt der Dichter, sind die edelste Gabe Gottes an den Menschen. Es ist auch kein Widerspruch,

die Seele mit den großen Gedanken des Alterthums nähren, und ein Christ sein. Wer das Alterthum studirt, wie Niebuhr es will, der braucht kein Vergötterer des Geschöpfes zu werden, sondern mag Reinigung und Heiligung wohl suchen, wo allein sie zu finden ist. Daß es nicht die classische Bildung ist, welche so viele classisch Gebildete dem Christenthum entfremdet, davon ist Niebuhr, dieser „unversiegliche Quell classischer Gelehrsamkeit", wie er einmal von Stein genannt wird, das lebendige Beispiel.

„Das Schwerste bleibt doch", hatte er schon einmal von Rom geschrieben, „in Demuth wandeln und sich selbst zu behandeln."[58] Jetzt schrieb er an Perthes:[59] „Ich glaube, eine jede Moral, die einen heidnischen oder christlichen Hochmuth giebt, daß man sich für privilegirt hält, macht gleich schlecht." Aber von Rom aus hatte er, als Krankheit seiner Kinder ihn niederdrückte, noch gesagt:[60] „bei solchen Schicksalen muß der Glaube an eine individuelle Vorsehung sehr einfach und frei von allem Grübeln gehal-

ten werden, um zu trösten", und später bei Gelegenheit einer schwebenden Frage, „es steht in des Schicksals Hand, Du siehst, daß ich nicht ungestüm, nicht einmal bestimmt gefordert habe, um dem Schicksal nicht vorzugreifen." Jetzt[61] schreibt er, als seine Frau ihm den Tod eines lieben Kindes nach Berlin meldet: „so wollen wir dies Unglück denn auch als einen Segen von Gottes Hand hinnehmen." Und als ihm, ein Jahr vor seinem Tode, das Haus[62] abgebrannt und vieles anscheinend Unersetzliche dabei verloren war: „es wird sich herstellen lassen mit Gottes Hülfe, und Er wird sie mir nicht versagen, da ich die Züchtigung von Seiner Hand mit dem Gefühle, sie verdient zu haben, annehme."

Wenn Das ein Mann sagt, der von Haus aus gläubige Familientraditionen nicht hat, der nicht durch sein Amt in den Glauben hineinerzogen ist, der in solchen Aeußerungen nicht mit dem Strome der Zeit, sondern gegen die breiteste Zeitströmung angeht, so kann es mit Dem,

was er selbst wohl einmal sein Heidenthum [63] nennt, so schlimm nicht bestellt sein. Man braucht, um das zu sehen, ihn nur mit Wilhelm Humboldt zu vergleichen, mit dem er in seinen Lebensführungen manches Aehnliche hat. Beide sind aus wenig christlicher Schule; beide durch philosophisch-historische Gelehrsamkeit groß, und so, daß sie nicht bloß das Gebiet des Humanismus beherrschten, sondern sich auch mit der edelsten Humanität durchdrungen hatten; beide haben mit dieser Gelehrtenstellung eine staatsmännische Laufbahn erfolgreich vereinigt, beide lebten dabei Jahre lang von Deutschland abgeschieden mit heranwachsender Familie in Rom. Es ließen sich noch mehr Parallelen finden. Und doch welcher Unterschied zwischen dem Einen, von welchem sein Biograph erzählt, er sei in christlichen Dingen der Meinung jenes mediceischen Papstes gewesen, der die „Fabel von Christo" nützlich fand, und dem Anderen, welcher bekennt, daß er im Christenglauben das höchste und herrlichste Gut erkenne, und

sich seines Vollbesitzes zu rühmen nur nicht wagt.

Nicht wagt aus Gewissenhaftigkeit, weil er den hohen Namen eines Christen nicht mißbrauchen möchte. Wie er das thut, ist es nicht Recht; denn schwacher Glaube ist auch Glaube. Auch sonst ist gewiß, daß am Maße der Correctheit gemessen Niebuhrs christliche Gedanken Ausstellungen zulassen: er ist nicht frei davon, dem natürlichen Menschen mehr, als ihm zukommt, beizulegen,[64] und er betont so sehr den nur historischen Glauben, daß man in der einen, wie in der anderen Hinsicht ihm vorwerfen könnte, was die evangelische Kirche darin der römisch-katholischen vorwirft. Auch ist, wie er es ausspricht, seine Stellung zum Christenthume subjectivistisch und in manchen Dingen schwankend. Aber trotz alledem: wer wollte sagen, daß er nicht von Herzen ein Christ sei. — Luther, meint er einmal, würde seinen Glauben nicht anerkennen. Allerdings nicht als kirchliche Norm, gewiß aber als persönlichen Christenglauben.

„Ein Christ ist im Werden", sagt Luther, „nicht im Wordensein. Wer derohalben ein Christ ist, der ist kein Christ, d. i. wer sich dünken läßt, er sei schon ein Christ geworden, da er nur ein Christ werden soll, der ist Nichts." Solch ein Christ im Werden war Niebuhr. Er hat auch seinen Glauben zu bekennen nicht versäumt, und unter Gottes Segen hat sein Bekenntniß der Kirche dienen können. Das muß sie ihm Dank wissen.

Er gehörte zu jenen vorzugsweise betrachtenden Naturen, die ohne persönliche und Parteizwecke und in allen Dingen nur nach Wahrheit und Gerechtigkeit suchend den Parteimännern umständlich und unpractisch erscheinen. Mißfallen solcher Männer ist ihm daher von rechts und links, nicht nur solange er lebte, sondern auch nach seinem Tode reichlich widerfahren; und was er an Schwächen und Fehlern wirklich hatte, davon ist ihm nicht leicht Etwas nachgesehen worden. Aber seinen Charakter haben auch seine Gegner anerkennen müssen. Wie er

es in seiner Jugend war, so blieb er im Alter eine von den sittlich leuchtenden Persönlichkeiten, deren ganzes Wesen Redlichkeit ist, und durch deren Berührung das ihnen Verwandte veredelt wird. Stein[65] urtheilt von ihm, daß er selten Jemand gefunden habe, „der so unbedingt Vertrauen einflöße, und ihm entspreche.“

So wollen wir denn seiner nicht vergessen, wenn wir der großen und guten deutschen Männer gedenken.

Anmerkungen.

1 Aus Schleiermachers Leben IV. 187.

2 Niebuhr's Vorlesungen über die Geschichte des Revolutionszeitalters I. 39.

3 Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr I. 8. 11. 15 f.

4 In einem nicht gedruckten Briefe an seine Braut Louise Mejer, Nov. 1782

5 Lebensnachr. II. 450 (1820).

6 Lebensnachr. I. 17, III. 52. 166. Vorrede zur Römischen Geschichte.

7 Lebensnachr. II. 346.

8 Denkschrift auf Nicolovius (Bonn 1841) S. 104.

9 Lebensnachrichten I. 43. 47. 60. 62. (1794). 148.

10 Lebensnachr. I. 26. 146. 244. ff. und öfter. Ueber Stolberg insbesondere I. 285. 408. 469. 581. II. 108. 112. 123. III. 166. 179.

11 Lebensnachrichten I. 223. vgl. 134. 156.

12 Lebensnachrichten I. 209. 215. 219. 234 ff.

13 Lebensnachrichten II. 42. 62. 66. 69. I. 396.

14 September 1800. Lebensnachr. I. 285.

15 Lebensnachrichten II. 391. Circularbriefe aus Holland 164 ff.

16 Vgl. auch Lebensnachrichten II. 74.

17 Lebensnachr. II. 42. 73. Vgl. 62. 66. 69. I, 396.

18 Lebensnachr. II. 64.

19 Lebensnachrichten I. 417. 425 f. II. 98.

20 Lebensnachr. I. 469 fg.

21 Ueber die Reformatoren vgl, Lebensnachrichten I. 481. II. 315. 345.

22 Es ist von Interesse, in dieser Hinsicht zu vergleichen: Lebensnachrichten I. 238. 388. 398 f. 402. 410. 543. 546. 569 f. 577. 585. 590. II. 62. 139. 167 f. u. s. w. S. auch I. 502.

23 Lebensnachr. II. 202. 208.

24 Lebensnachr. II. 134.

25 Vgl. über Goethes Besprechung der Sacramente Lebensnachrichten II. 101., und über den St. Martinismus Revolutionsgeschichte I. 157 f. S. auch oben S. 57.

26 Lebensnachr. II. 144. 152.

27 Lebensnachrichten II. 364. 366 f. 383.

28 Lebensnachr. III. 46.

29 Lebensnachr. II. 255. 260. 364.

30 Lebensnachr. II. 269. 326.

31 Aus den Acten des K. Preußischen auswärtigen Ministeriums: Octob. 1819. Vgl Lebensnachr. II. 150. 152 f. 416 f. u. v.

32 Auch bei einer späteren Gelegenheit spricht Niebuhr sich gegen Trennung der Schule von der Kirche aus. Lebensnachr. III. 64.

33 Lebensnachrichten I. 285. 170 f. II. 71. 315. 328. III. 59.

34 Lebensnachr. II. 339 f. 344 f. 352 f. 364. 413.

35 Lieber, Erinnerungen an Niebuhr S. 171.

36 Lebensnachr. II. 483.

37 Lebensnachr. I. 471 f. Vgl. oben Seite 31.

38 Lebensnachr. II. 122. Revolutionsgesch. I. 87.

39 Lebensnachr. II. 346. 483.

40 Lebensnachr. I. 473. 512.

41 Lebensnachr. II. 481 f. vgl. 480. 228.

42 Lebensnachr. II. 239. 479 f. III. 167. Revolutionsgesch. I. 76 f.

43 Lebensnachr. II. 108. 260. 263. 314 f. 354. 449 f.

44 Lebensnachr. II. 346.

45 Lebensnachrichten II. 348. 367. 377. 406 f. 414 f.

46 Lebensnachrichten II. 303. 308 f. 310. 319.

47 Lebensnachrichten II. 312. 313.

48 Ueber ihn s. Aeußerungen Niebuhrs in den Lebensnachr. III. 55. 63.

49 Lebensnachrichten III. 68.

50 Lebensnachrichten II. 498. III. 107. 115.

51 Lebensnachr. III. 258.

52 Lebensnachrichten III. 166. 169. 171. 179. 205. Vgl. 59 u. 93.

53 Lebensnachr. I. 470. II. 324. 329. III. 234.

54 Lebensnachrichten II. 340. 482.

55 Lebensnachrichten III. 113. 115. Vgl. 68 und Revolutionsgesch. I. 69.

56 Geschichte des Revolutionszeitalters I. 214 f. II. 167. 195.

57 Lebensnachr. II. 349 f. Vgl. 209 f. 230.
58 Lebensnachrichten II. 341.
59 Daselbst III. 163.
60 Lebensnachrichten II. 364. 428. 451.
61 Lebensnachr. III. 87.
62 Lebensnachr. III. 250. vgl. 253.
63 Lebensnachrichten II. 209 f. 230. 349 f.
64 Vgl. z. B. Lebensnachrichten I. 492. II. 339. 485.
65 Pertz, Leben Steins V. 561.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.